

Die Neue Welt

Nr. 16

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

Der Förster von Konradsreuth.

Roman von Nicolaus Krauss.

Der Schnee fiel. Fiel in großen, wolkigen Flocken, die sachte herabsanken, daß es dem Förster, der ab und zu einen Blick nach dem Garten, dann wieder nach dem Hofraum that, vorkam, als zöge man große Stücke Leinwand vor den Fenstern langsam von oben nach unten.

Der Förster wurde unruhig. Immer wieder wanderten seine Augen von einem Fenster zum anderen; das fiel in Massen, als ob die ganze Welt an einem Tage verschüttet werden sollte! Sein grauer Schnurrbart kam in's Zucken. Dieser flüster-Schnee, und seine schönen Kulturen! Ach was, die Kulturen! Jetzt begannen auch seine Füße lebendig zu werden. Das geringste Blasen von der Königswarter Seite her, und seine „Maßbäume“, seine Kernsichten fielen schlagweit. Schon fuhr die Faust empor, um auf den Tisch zu schmettern, da bemerkte der Förster, daß die Augen Aller auf ihn gerichtet waren.

„So langt doch zu! Es ist ja genug Kuchen da! . . . Vene, schen' noch einmal ein!“

Mehr wie ein Kommando denn eine freundliche Aufforderung klang es. Ein ungeschicktes Schürfen folgte. Dem Hageren, der zur Rechten des Hausheeren saß, kam der Schnurrbart zwischen die Zähne; er prustete los. Schnell that der Kleine an der Hofwand noch einen Schluck, sein volles, glattes Gesicht färbte sich noch röther, ganz treuherzig hub er an:

„Aber Franz! Du hast doch kein abgestandenes Bier vor Dir, dein Du Schaum aufblauen willst!“

Einem mitleidigen Blick, von oben herab, erhielt er als Antwort. Doch das geuirte ihn nicht. Er war satt, hatte das Wort, also fuhr er fort:

„Sapperment, Sapperment! Ein schönes Wetter!“

„Der Jub' läßt Federn aus, sagt man. Als ob her schon was aus'lassen hätt', das er g'habt hat? . . . Ja, einmal hab' ich einen g'tannt, aber ein Bauer war's, branten in Treunitz, der Haus-Abt-Thoma. Wie der alt worden ist, hat's ihm im Kopf g'kriegt. Nimmt der an ein'm schönen Werkfeitag sein drittes Oberbett, legt's in's Fenster und schlägt's mit 'm Schnitzmesser von oben bis unten auf. War das ein Federfliegen! Die Büben seien grad aus der Schul' kommen. Das reine Hallo! . . . Ja, und der Abt wollt's im Hochsommer einmal schneien lassen . . .“

Der Erzähler blickte von Einem zum Andern, als wollte er den Beifall abjammeln. Es blieb Alles still. Nur um den Mund der Frau zuckte es. Der Förster meinte gleichmüthig: „Na, ja, Andres! Na ja!“ . . . Dann gab er seinem Kopfe einen Ruck und fragte:

„Was meint Ihr, Franz? Wird's was geben?“ Der Angesprochene schob die geleerte Kaffeetasse gegen die Mitte des Tisches und versuchte mit seinen hornigen Fingern einige Kuchenkrümel anzutippen.

„Fünf Jahr vor Ihnen, Herr Förster, fiel so ein Frühlingsnee. Auch gleich nach der Landkirchweih. Geschnit hat's Tag und Nacht. Dann kam der Wind vom Gräßlichen her, und jetzt ging das Prasseln los, wie wenn man Schleifen bricht. Den Bauern droben brach damals der halbe Wald. Arbeit gab's den ganzen Winter hindurch bis zur Holzschlagszeit . . . Uns' hatte es nichts gethan. Ein paar Klaster Prügelholz mehr haben wir aufgestellt . . . Sonst nichts . . . Heut ist freilich der Hochwald auf der gräßlichen Seite an unserer hinteren Grenze niedergeschlagen, und auf der Lehne beim Langhau kam der Wind an, wie auf der Hutweid' . . . Wir kriegen auch anderes Wetter, Herr Förster! . . . Und anderen Wind . . . Die Stulmer Glocken waren heut früh in Treunitz ganz deutlich zu hören . . .“

„Also, da hätten wir's ja!“

„Ja, wenn der Hochwald noch stünd! . . .“

„So ein Lump! Dieser Leder! . . . Wo er nur das viele Geld läßt!“

„Trumpf-Ab!“ krächte der Andres und schnellte die Faust auf den Tisch; er hielt die Finger wie nach oben gewandte Krallen. „Man sagt's allgemein!“

„Also Ehrenschnulden! . . . Na ja! . . . Und da muß der alte Graf beden und immer wieder beden . . .“

„Eine Waldherrschaft ist's . . . Also! . . . Was Alles an so einem Wald frißt! . . . Diese Förster! . . . Ich wollt' . . .“

Der Förster glühte wie ein rothes Taschentuch. Da traf ihn der bittende Blick der Frau.

„Na ja!“ lenkte er ein, „was geht's uns an?“

Er strich einige Male schnell über seinen Schnurrbart. „Also! . . . Geessen hätten wir und getrunken auch . . .“

Er stand schon auf den Füßen. „Ich muß doch mal nachschauen! . . . Diese Weberseel! . . . Wer weiß, wo die im Trocknen sitzen! . . . Und es hört nicht auf und hört nicht auf! . . .“

Die Stiefel der Holzhauer rumpelten unter dem Tisch hervor.

„So danken wir halt schön für den Gudelhupf und den guten Kaffee! . . .“ sagte der Lange in seiner langsamen Sprechweise.

„Zu bedanken hab' ich mich,“ fiel der Förster ein. „Na ja! . . . 's kommt schon noch was nach! . . . Die Vene wird ihr Mögliches thun . . .“

Der Andres hatte mit seinen kurzen, dicken

Fingern die Frau an der Handwurzel gefaßt, trat von einem Fuß auf den anderen und krächte, daß ihm die Augenlein vor Vergnügen fast aus dem Gesicht sprangen.

„Ja wohl! . . . Ja wohl! . . . Glück und Zufriedenheit und ein einträchtiges Leben und Alles, was Sie sich selber wünschen! . . . Ja wohl! . . . Ja . . . und wenn sollt' wieder etwas passiren . . . eine Kindtauf' zum Beispiel oder dergleichen . . .“

„Andres!“

„Kommt Alles vor in menschlichen Leben, Herr Förster! . . . Der Pfarrer von Schönfisch ist ein g'scheiter Mann, ein mordsg'scheiter . . .“

Die Hand Franz's legte sich auf den Rockragen des Sprudelnden. Der lange Arm streckte sich und schob und hob wie ein Krahn den Niederständigen an die Stubenthür. Die hatte sich im selben Augenblicke nach außen geöffnet.

„Uj jeger!“ schrie die Magd und sprang hinter den Ofen; der Hafendeckel, den sie angestoßen, polterte ihr nach.

„H!“ machte Franz, der Hüftub, war mit einem Satz dem Langen zwischen den Beinen durch und ängte nach den Kuchenresten auf dem Tische . . .“

Die Holzhauer waren fort. Unter der Thür kehrte sich der Förster noch einmal um.

„Ich werde die Büchse nicht mitnehmen . . . Es schneit ja noch immer wie verliert . . . Zum Mittag bin ich wieder da . . . Kocht halt ein Rindfleisch mit Krenbrüh' . . . Umständ' machen wir keine!“

Als Vene sich wieder in die Stube zurückwandte, saß der Franz an dem viereckigen Esstisch und schenkte mit den Beinen. Der Mund wässerte ihn, und seine Finger zuckten nach den Ueberresten des Kuchens.

„Wie's bei uns zum zweiten Mal brennt hat, haben wir auch Gudelhupf 'geessen!“ feufzte er die Wand an.

Das war was für die Magd. Sofort fuhr es ihr herans: „Alte G'schicht! . . . Wenn's in Sandhausen brennt, halten die Sandhausener in vier Wochen drauf Kirchweih . . .“

„Aber Josef!“

Vene's Einspruch klang nicht besonders ernst; das sonderbare G'schau der Magd — sie sprach immer nach der ihren Blicken entgegengesetzten Richtung — reizte unwillkürlich zum Lachen. Wie ein Hahn blähte sich der Junge und ganz im Tone der Josef quakte er:

„Und in Endlich, wie ist's denn da, he?! . . . Eine gute halbe Stand' ist die Obst-Allee lang, und der Pächter, wenn er im Herbst ein Schumpf-

angelvoll, Birnen freige, kann er davon Glück sagen. Geht er in dem das?

Die Kofel flichte, unter dem Ofen nach einem Holzschaf.

Rak's und sein, wechte Lene. Da hab's jedes eine Stüdel, Guckelhub, und jetzt erzähl einmal Franz, wie es mit dem Abbreiten in Sand hängen ist.

Die schnell berühmte Magd war an den Tisch genommen. Lene stellte jedem ein Toppchen Kaffee hin und während er kaffe und schluckte, erzählte der Hühner.

Ja, das ist halt einmal so bei uns in Sand hängen. Alle paar Jahre, brennt's einmal.

Nu's Ggerlam, nu's Böhmer hinein, früher auch nach Sachsen muß. Aber jetzt dürfen's net mehr.

Sind halt keine Christen, die Sachsen. Vorherige blö, und wen sie erwischen, wird eingepöckelt.

Eingepöckelt? Kommt in's Kriminal. 's Selb wird ihm auch abgenommen. Fertig! Säkrament und alle Reime!

Sonst zählt sich's Sammeln schon aus. 's kommt was ein! Und dann wird halt bei uns in Sandhansen was Gut's geholt.

Am besten versteht's Sammeln der Hängel-Pipp. Der bleibt gleich ein Jahr aus, auch wenn er net abbrennt ist.

Und jedesmal, wenn er heimkommt, lauft er sich dann ein Häusl. Jetzt hat er schon drei. Uj, uj, uj!

Der ganze Hof ist schon voll Schnee. da geht ja 's Kammerhantel nicht mehr auf! Und wir sind auch eingepöckelt und sind hoch nicht einmal in Sachsen!

Der Hühner hatte Krühen und Kaffee aufgegeben und schlenderte in der Stube umher. Bald guckte er in's Nebenzimmer, dann inschickte er über die Ofenbank, prüfte, ob das holzerne Ofenstück noch fest genug ist, betrachtete das Bett des Försters, das an der Eckwand der beiden Stuben stand, bliff, hat einen Finger und drückte im nächsten Augenblick Lene und Raje an ein nach dem Garten wandelndes Fenster.

Heißer Geist auf Duhau zu! Der Winterapfelbaum ist ein Sommerbaum worden! Männer, das schreit in alle Gänge!

Der Hühner warf sich herum und stredte Lene die Hand entgegen. Welken wir?

Die lachte ihn zu's Gesicht. Und wie ist's mit 'n Haken, wenn's verpielt?

Wir in Sandhansen wetten immer, zahlen hat, wer wil.

Die Magd nickte einigemal energisch mit dem Kopf. Wohl, wohl, das möchte schon sein! Die Geschicht auf ihrem Sandberg da drohen, die war ja Allen jäh, nur nicht ja etwas Guten. Wenn sie keinen Anderen beschwänckel konnten, schmeckten sie einander an.

Jetzt dachte schon wieder an etwas Anderes. Darf ich Händel schmecken?

Ja, lauft Du's denn? Lene sah den quackelnden Hühner geschick an.

Ja, lauft!

Aber hat Dir's denn gegut?

Ja, hab's ein paar mal probirt. 's geht!

Wenig gut anspassen hat's. auf die Hand und auf die Fuß. Reist, das Halsmesser ist jäh.

Wir in Sandhansen lassen Alles! Jegt der Hühner, lachte die Hühner hinst wie ein Mitter und schickte die Hand mit einem lauten Klaps.

Sie lachte über 's Sammeln, brumnte die Hand, die im Heizen geübtes Klacken für ihre Hand sprach machte.

Das war alles. Sie nickte auf die Schwarz-wandern. Es war nicht ja ihr. Da magte sie gar nicht, wenn sie die Hand rechts auf den Tisch setzen wollte. Als sie ihren Hühner, am Hühner vorbei, nach der Ecke hinter ging, um sich gleich zu setzen, schickte sie den Hühner geschick. Das Hühner hat's her, hat die Hand weggeschick. Das Hühner ist! Der der Schick hat mich immer. Die Hühner, die Hand hat den Schick an, so es

nach dem Keller hinunterging, sehen konnte, hatte er ganz überhört. Lene lag auf einem Kartoffelhaufen, bis zum Kollunderbund an der hinteren Gartentür leuchtete ein weißliches Gelächere, weiter nach dem Wald hin, war Alles wie mit grauen Schleier verhängt.

Das Stiefelhand am Feuer der Meerröttlich war geblut, blieb nur noch das Nimmachen des Knittelreises. Lene lag auf einem Scheitel hinter dem Ofen und blähte auf das Stammengelänge des Herdwebers. Doch hinaus wollte das immer höher, da trat es auf die eisernen Herdplatten, mußte ausbiegen und sich bücken. Pflanzte hatte Lene es sich am heutigen Morgen vorgenommen, ja nicht eingebildet oder gar übermäßig zu werden.

Aber es lang in ihr hoch. Sie war wer! Kein Diensthote mehr. Selbst wer! Kräftig stieg sie den Armen aus und bewegte die Arme, als wollte sie zum Fliegen aufsteigen. Dann bedeckte sie plötzlich die Hände über die Augen, schüttelte den Kopf, und es überrieselte sie. Es war aber kein Schauder.

Niemals, während sie Magd gewesen, hatte sie sich vorgestellt, hatte sie gehofft, daß es so kommen könnte. Jetzt war es doch da. Aber er sollte sich ihrer nicht zu schämen brauchen! Nein, nur das nicht! Sein ganzes Vertrauen hatte er ihr entgegengebracht. Gerecht hatte er mit ihr, wie nie ein Mann zuvor.

Was an ihr lag, wollte sie thun, um seine Zustimmung, seine Liebe zu erringen. Und wie gut er war und gerecht!

Plötzlich gab es ihr einen Kuck. Nur von dem einen der Söhne war gestern ein Brief angekommen. So schrieb ein Kind, das seinen Vater liebte und achtete. Der Aelteste hatte seine Heile gesund. Gewiß war er erzucht, und seine schöne, reiche Frau mochte ihn noch mehr aufgeschickel haben.

Hatte sie ein Recht, sich zwischen Vater und Sohn zu drängen? Ja, hatte sie denn auf Etwas spekulirt? Nein, und dreimal nein! Nicht sie hatte sich angeboten.

Kollern und Fußgestampf wänte vom Vorhaus her. Ein Steden schlug an die Staffeln der Hühneren Bodenflüge. Das konnte nur der Abt-Abt sein. Lene spürte die Thür. Da stand ihn's jähstirte der beschwänckelste Alte, sein haarloses Vordetergesicht verschwand jäh unter der Müge, die mit einem Ende festgebunden war, er hatte Fingerringe an den Händen, Strahbänder um die Stiefel gebunden, ein Hundelkorb hing ihm bis an die Kniekehlen hinab. Seine Augen jammerten, und bald that es auch sein Mund.

Zulassen! Zulassen die Thür! Ich hab' ja nichts mitgebracht für den Förster. Sie trauen mir nicht. Morgen geht die Magd ja so in d' Stadt, hat's g'heizen.

Aber Herr Kusler! Warum denn net gleich Herr von Kusler? Ja, Bohn' ja in einem G'schloß! Und Alle haben mich gern! Ja, ja, ja! Wo mich der Förster beschick, fragt er, ob mich die Gulen und Hebermann noch nicht j'ammigessen haben. Schöner Herr von Kusler! Der Abt-Abt bin i und der Abt-Abt bleib i, bis mir die alte Baracken über'n Kopf j'ammenfällt.

Es kommt's doch herein, Abt-Abt! Der Förster mag mich net. Berwickchen hat er mich wollen! Und 's geht ihm doch mir an; 's ist ja Banerwald! So ein schöner Reißgeschiedel wird aus einer Särgenpisp! Aber die Baner sein zu dünn dazu. Ja, und j'anzig Kreuzer krieg' ich von ihnen für so einen löcheren Reißgeschiedel!

Aber der Förster ist nicht dabei. Ja, nu war der Hundelkorb herunter. Die Gewichte der Uhr lassen in's Pendeln, in der Geschickheit schrepperte es. Schon sah der Alte auf der Wand.

Hat ein bißl ansuchen! Wie verheit Das Meister hat nur der Schwärze ang nicht! Derwider will er mich in mein G'schloß! Din j'angere, wo ich heut in's Jageloh' laum. I hab' schon denkt, 's wür' heut mein Bett's. I und wenn i net a bißl Stroh zu Bandern kriegt hat. De Lampen! Die Baner! Geben haben pe's mir, weil sie sonst meine Reich' hätten

zahlen müssen, die Dingerleiber, die Nothstücken, die Landschinder!

Lene jag die Thür zu, nachdem sie einen aufgeschickten jungen Mann herbeigelassen hatte. Der ging im jähm gelichten Landschinder und stieg in der Mächten ein Paar ganz durchschickteableberne Jagstiefel. Als er sich dem Ofen näherte, um die Stiefe zum Trocknen hinaustellen, klopte der Alte einigemal zusammen wie ein Taschentuch. Halb Demuth halb Dohn lag in seiner Stimme, als er anhub. Ah, der Herr Abjunkt! Warum denn, Herr Abjunkt? Ein bißl im Wald g'weien?

Schlegt's Wetter heut, Herr Abjunkt! Da müssen ja die Stiefelnetz net werden. Aber Guts nicht ich Ihnen sagen, Herr Abjunkt! Wenn Sie Ihre schönen Sommerstiefel so auf den Ofen stellen, sind sie hin! Sie kommen nicht mehr mit dem Fuß hinein, so zusammenjammert ihm sie. Mit den müssen Sie sie ausstopfen, Herr Abjunkt, oder mit alten Fellen. Dann geht's!

Fragend blähte der Aufgeschickte nach der Lene. Sie nickte und ließ sich die Stiefel herüberreichen. Krieg' i was? Es war eine rauhe, zornige Stimme, die das sagte. Auch sie gehörte dem Abt-Abt; das war sein Ton, wenn er sein G'wissen forderte. Lene beilte sich, ihm einen Topf mit Suppe hinzureichen. Im nächsten Augenblick löffelte der Alte darauf los.

Aber immer lauschte er mit einem Ohr nach der Thür hin. Als er fertig war, leckte er noch den Köffel ab. Sein Fädel-Gesicht war ganz rosig angehaucht.

Gut hat's g'schmeckt! Bergelt's Gott! Gut geh'u soll's der Lene, und an den Kindes-Kindes-Kindern soll's noch heimzahl werden. Aber, wennst mich nicht mehr magst, Lene, verfluch ich Dich! Denk an die Stonik-Bauerin!

Als er wieder den Hundelkorb auf hatte, rief ihm die Lene in's Vorhaus nach: Ein Knudel hatt' ich noch. Sie sind grad geworden. Aber heiß ist's halt.

Schnell wandte sich der Alte um und hielt die aneinander gezwängten Hühner jäh an. Der dankt! Ich werd' mir's wieder an togen! Bergelt's Gott!

Das Knudel in den Händen jag er ab. Ab es war wirklich heiß. Das war nicht zum Anhalten! Von einer Hand in die andere warf er e immer schneller, jedesmal schrie er ein Bergelt's Gott! dazu, jähler weiterlich. Die Zurückbleibenden hörten ihn durch's Vorhaus tappen, vom Pfisch h vernahmen sie noch sein Bergelt's Gott! es klar schon ganz wüthend; dann flog das Hühnerl z Einige Augenblicke später kam aus dieser Gegen ein Ton, als würde etwas Halbhartes gegen e loses Brett geschmetteri.

Der Aufgeschickte sah hinter dem Tisch u wartete auf das Mittagessen. Die Fülle mit d schönen Hühnerschinken hielt er rechts und links vo gestreckt, als wollte er die Stiere zur Schon stelle Er seufzte; dann begann er zu klagen: Lene, ich halt's nimmer aus!

Aber warum denn? Drei Monat bin ich jetzt da und was ihne id Den ganzen Tag soll ich im Wald rumlaufen. I steht ein Baum wie der andere aus. Und nicht als Bäume! Die bleiben ohne mich an stehen.

Aber die Holzdieb! Die haben mich nur zum Narren. Draustret hin ich netlich auf den abgesägten Baum, den d Kerl forttragen wollten, da haben sie dem Bau einen Schüttler geb'n, und ich war mit der Na für Wasserwoos g'fickt.

Lene mußte lachen. Die langen Beine d Lehrhuben - wie der Förster sagte - muß nicht schlecht gepöckelt haben.

Und? Behren hab' ich mich nicht kom Es waren ihrer ja Drei. Und sie haben g'fagt, geht mich net an, es sei Banerwald. Weiß der Förster was davon? Nein. Aber ein Holzbauer hat janz schau. I mir dem rothen G'st

„Aumer Bibl!“ dachte die Vene, „wie wird der Dich noch foppen!“

„Es ist eure ganz andere Kasse hier heroben. Wie ein Holzhauser sieht, schreit er schon. Immer mehen sie mich hinein, wo am meisten Wasser ist. Und wenn ich ihnen etwas erzählen will, lächen sie mich alle miteinander. Die haben nicht einmal vor den Ascher Fabrikanten Respekt!“

„Sie werden sie halt net mögen, diese Fabrikanten!“

„Ach, sind das große Herren! Und so reich! Tausend Gulden kann Güter jeden Tag verzehren! Aber ich weiß schon: Ich geh' wieder webern. Da kam Güter wenigstens trocken in der Stube sitzen. 's nächste Jahr komm' ich 's letzte Mal zur Stellung. Ich bin sicher wieder zu schwach auf der Brust. Dann wird gleich g'heiratet.“

„Und der Fresser?“

„Der läßt mich sicher wieder gehen! Der kommt' mich ja von allem Anfang an nicht leiden. Bald steh' ich ihm nicht recht, dann hat er wieder gegen mein Gehen was. Meine Hosen passen ihm nicht, und wie hat er es mir schon wegen meiner Stiefel gemacht! Jetzt soll ich auch nicht mehr beten! Ich werd' wohl noch beten können, im Wald, wenn ich sonst nichts zu thun hab'!“

„Ja, aber das Bank!“

„Das hat er zusammengehaut in seinem Zorn. Aber, soll ich mich nicht niederlegen dürfen, wenn ich müd' bin? Nach drei Rosentränzen ist man müd', wenn man dabei herumgeht. Und das ewige Geschimpf! Vene, er flucht auch! Vorige Wochen bei der bummnen Schieberei.“

„Joseph! Ja, wer schüttet denn auch Pulver und Schrot zugleich in den Lauf?“

„Bin ich schuld? Ich bin kein Schütz! Ich hab' nicht darauf g'lernt und nicht d'rauf g'studirt. Ich bin Weber! Warum hat er mir denn die alle, schwere Schrotbüchse geben, die so stüßt, daß man alle Engel singen hört? Zum Hinterladen giebt's ja gleich fertige Patronen!“

(Fortsetzung folgt.)

die bis dahin nicht lesbare Schrift in einer älteren Sprache geschrieben sei. Das stellte sich dem später auch als richtig heraus, nachdem man eine ganze Anzahl „weisprachiger“ Texte (oben die alte Sprache und darunter Babylonisch als Uebersetzung) und schließlich die erwähnten Thontafelbibliotheken aufgefunden. Obgleich Alles nur Bruchstücke waren, genügte das Gefundene, um das alte Idiom nach Aussprache und Bedeutung in der Hauptache festzustellen, und nun konnte man auch die uralten einsprachigen Texte, meist Königsinschriften, lesen und verstehen. Diese alte Sprache und Schrift nennt man, wie gesagt, sumerisch, ihre Erfinder die Sumerier. Jene hatte ihre Erhaltung bis in die späte Zeit der Thatsache zu verdanken, daß sie, als das Babylonische längst Volkssprache geworden war, noch historisch-kirchliche (sogenannte heilige) Sprache blieb, die man — gleich wie heute noch Latein und Kirchengriechisch — bei gottesdienstlichen Anrufungen benutzte, in der man die alten religiösen Texte abschrieb und ebenso die neuen anfertigte, desgleichen die Königsinschriften. (Auch bei uns tragen öffentliche Gebäude, Denkmäler etc. noch lateinische Inschriften.) Sie ging erst verloren, als die sumerische Religionsanschauung überhaupt abstarb; das geschah aber ziemlich spät.

Die Sumerier sind aus uns unbekanntem Gründen — vielleicht einer Völkerwanderung — nach Babylonien eingewandert, aber nicht als ein kleines Stämmchen, das sich nach und nach an Seelenzahl mehrte, sondern als eine volkreiche, aus einer größeren Anzahl von Stämmen (Familien) bestehende Menge. Die Stämme hatten aber früher, wie die Sprache zeigt, keine lebhaftere Verbindung miteinander gehabt, was auf früheres Nomadenleben hinweist. Jene, aus kleinen, einflussigen Worten bestehend, ist nämlich noch nicht so in sich gefestigt und genau, wie man dies bei Kultur- und einheitlichen Volkssprachen findet; es herrscht in ihr in ganz hervorragendem Maße noch Homonymie und Synonymie, d. h. ein bestimmter Begriff kann durch eine ganze Anzahl, oft sehr verschiedener lautender Worte ausgedrückt werden (Synonymie, z. B. Kahn: Nachen; andererseits kann aber auch ein bestimmtes Wort eine ganze Anzahl der verschiedensten Dinge bezeichnen (Homonymie, z. B. Mann; Ohm; Ort). Es waltet also hier dasselbe Verhältnis ob, wie es bezüglich des alten Ägyptisch längst bekannt und von Sprachforscher Wiel ganz besonders hervorgehoben worden ist. Ursache dieser Erscheinung sind einerseits die noch nicht ausgebildete Sprache und Hyörgane, welche die Laute noch nicht genau scheiden, andererseits das abgeschlossene Stöckchenleben, in welchem sich jede Familiensprache besonders ausbildet (vergl. die kleinen Indianersprachen Südamerikas) und die dann, wenn die abgeschlossen lebenden Stämme, durch die Verhältnisse gedrängt, etwas Gemeinames unternehmen, zu jener „Sprachverwirrung“ führen muß, die freilich in der fabelhaften Gestalt der Thurnbaugeschichte, uns überkommen, doch eine sehr gute historische Ahnung der Semiten an vorjenseitliche Zustände ist. Die alten Babylonier (Sumerier) sprachen, ausweislich ihrer Schrift, ihre sehr differierenden Stöckchensprachen eben noch zu der Zeit, als die Semiten in ihr Land einbrangen, und letzteren mußte solche Sprachverwirrung eben „babylonisch“ vorkommen. Auch die Aufklärung dieser alten Erinnerung an einen unfertigen Thurn wird höchstwahrscheinlich schon weit älter als die jüdische Uebersetzung sein.

In der Regel nimmt der minder gestiftete Erbe der Sprache des Kulturlandes an. In dem hier vorliegenden Falle war es umgekehrt. Wohl fand auch im Sumerischen wie allerwärts eine Ausmerzung gewisser veralteter Formen und eine Verschmelzung der Dialekte statt, aber ehe dies zu einer einheitlichen Kultursprache führte, war das semitische Idiom infolge seiner Vorzüge, Geschlossenheit und Unzweideutigkeit, bereits übermächtig und Volkssprache geworden; deshalb erstarrte die sumerische Sprache und lebte in ihrer alten, unvollkommenen Gestalt nur noch als heilige Schrift in den alten Schriftrollen fort. Eine so mangelhafte Sprache wie die geschilderte kann nur durch Verständigung herbeiführen, wenn

die Geberde zu Hilfe genommen wird, wie sich das ja bei vielen Sprachen ungebildeter Stämme nötig macht. Gute Sprache wie die beschriebene kann auch mit Laut- (Buchstaben-) Zeichen nicht geschrieben werden, sie bedarf auch in der Schrift der Deutung resp. Gesticulation. Als an die Sumerier die Notwendigkeit herantrat, sich (zum ersten Mal seit dem Bestehen der Menschheit) schriftlich zu verständigen, suchten sie das durch Zeichen thun, die Jedermann erkennen konnte — durch Bilder. Die sumerische Schrift ist ursprünglich eine reine Bilderschrift, in der es im Laufe der Jahrhunderte schließlich dazu kam, daß eine Anzahl von Zeichen neben ihrer bildlichen Bedeutung (als sogenannte Ideogramme, also \odot = Sonne, \ominus = Mägen etc.) auch noch mit rein lautlicher Bedeutung (als Phonogramme) auftraten, welche die Beziehungen der Worte zu einander, Flexionsendungen etc. bezeichnen. So wird z. B. das Bild für mu: Zeichen, Name, verwendet, um das homonyme (gleichlautende) Wörtchen mu: mein zu schreiben.

Es entstand so eine in ein festes System gebrachte wirkliche Rebuschrift. Sodann schlossen sich eine Anzahl Dingworte direkt zu Verhältnis- und anderen Hilfsbüchern ab*, aus dem Namen für Mutter (nan) wurde „sie“ (er, es), aus Mensch (mul) das gleichlautende Wort „welcher“ (vergl. deutsch wer: Mann und wer: Frage- und Relativpronomen), aus „Mitte“ der Begriff „in“ usw.

Diese neuen Formen konnten wieder von Jedermann in seinem speziellen Dialekte gelesen werden, ganz ähnlich, wie heute noch in Ostasien 300 Millionen Menschen sich zwar nicht mündlich, aber mittelst der ihnen allen bekannten chinesischen Bilderschrift verständigen können — aber eben gerade deswegen hat das Sumerische niemals die Festigkeit und Genauigkeit der semitischen und indogermanischen Sprachen erreicht. Ganz der Eigenheitlichkeit der Sprache entsprechend sind auch die einzelnen Zeichen polyphon, sie können oft zwei- bis fünfmal verschieden ausgesprochen werden, dabei als Bilder genommen dasselbe oder Ähnliches bedeuten (so kann das Bild der Sonne \odot ud ausgesprochen, diese selbst, anders ausgesprochen, aber Tag, Leuchten, glänzen etc. bedeuten), andererseits können verschiedene Zeichen gleiche Aussprache haben (homophon sein), aber doch Verschiedenes bedeuten. Das steht sehr verwickelt aus, aber im hier stets das Rechte zu treffen, brauchten die Sumerier keine Hilfsmittel, die leicht zu behalten wären; immerhin war das Schreiben eine Wissenschaft und Lebensaufgabe, die nicht Jeder erlernen konnte. Wie in Ägypten und heute noch in China, waren die „Schreiber“ die Gelehrtenkaste, die einer langen Schulung bedurfte. Als freilich die Sprache nicht mehr gesprochen, sondern nur noch geschrieben wurde — und aus dieser Zeit haben wir die meisten Texte — geschahen aus Unwissenheit oft Verwischungen ähnlich oder gleich gesprochener oder geschriebener Worte, und die Inschriften bieten dann Schwierigkeiten, wie heute ein unorthographisch geschriebener Brief. Man erinnere sich hierbei nur des Küchenlateins im Mittelalter, das in den berühmten „Briefen der Dunkelkammer“ so prächtig periphrastisch wird.

Aus den alten Bildern entstand später die Keilschrift, die nichts als eine konventionelle, leichter auszuführende Form der alten Bilderschrift ist, die nur ihre frühere Richtung von oben nach unten in Zeichen, die von rechts nach links gehen, also genau wie chinesisch und ägyptisch, aufgegeben hat und wie unsere Schrift in Zeilen von links nach rechts läuft. Wann und von wem diese Neuerung eingeführt wurde, ist noch nicht näher bekannt, jedenfalls von den Semiten, da diese anfangs auch noch in Bildern

Der Welt erste Kultur.

Von B. Sommer.

(Fortsetzung.)

noch zurück zu den Inschriften. Denn so interessant dies Alles ist, insbesondere auch als Zeugnis des menschlichen Scharfsinnes, so kam hier doch wieder auf die Geschichte der Entzifferung noch auf das Wesen der verschiedenen Schriftsysteme näher eingegangen werden, nur das unbedingt Nötige sei bemerkt. — In Babylonien und Assyrien jüngsten Ninnen fand man in der Hauptsache die Ueberreste mit Keilschrift in einer Sprache beschrieben, die sich, als man sie mit Hilfe der dreisprachigen Inschriften der persischen Achämenidenkönige entziffert, deren dritte Kolonne sie bildete, als das bisher unbekannt Babylonisch-semitische herausstellte. Um zu diesem Resultat zu kommen, mußte man erst auf schwierige und geniale Weise die erste Kolonne, die in dem gleichfalls noch unbekanntem Akkadischen geschrieben war, entziffern. Akkadisch war alphabetisch geschrieben, Babylonisch aber in einer mit nur wenig Bildern (Ideogrammen) vermischten Keilschrift. Neben den Keilschrifttexten fand man aber bei den Ausgrabungen noch allerhand Dinge mit der schon erwähnten alten Bilderschrift. Es stellte sich heraus, daß die Keilschrift nur eine jüngere Form dieser Bilderschrift sei und daß man auch diese älteste Schrift in babylonisches Semitisch auflesen könne. Aber bei allen Mühen, besonders der allerthümlichsten, gelang dies doch nicht, und man hielt vorerst diese Inschriften für nur in Ideogrammen geschrieben. Nun hatten die Kenner aber bereits bemerkt, daß die als Silben benutzten Zeichen und Bilder nicht von den Semiten für ihre Sprache erfunden sein konnten, da dieselben eine von ihrem babylonischen Namen ganz verschiedene Aussprache hatten (so heißt z. B. die Sonne babylonisch shamash, das Zeichen \odot jedoch, welches die Sonne bedeutet, wird ud ausgesprochen) und man vermutete, daß

* Dingworte sind nicht nur die ersten Worte überhaupt, die dadurch entstehen, daß man bei einem bestimmten Laute auf ein Ding deutet, sondern sie sind auch die ersten, welche geschrieben resp. gemalt werden können. Die Wissenschaft ist sich jetzt ziemlich einig, daß die Stammwörter abstrakter Begriffe durchgehends aus Namen für konkrete (greifbare) Dinge hervorgegangen sind. Es hat aber ziemlich lange gedauert, ehe man die alte ungeliebte Anschauung aufgegeben hat, wonach ziemlich abstrakte, meist verbale „Wurzeln“ die Grundlage der Sprache seien.

Schreiben; es ist nicht unmöglich, daß die Mythe Recht hat und in Sippar, der alten „Schriftstadt“, so eine Art Akademie für Sprachen und Schrift bestand. Für die Sumerier (ebenso wie für die alten Ägypter) war also eine Lautschrift unmöglich. Als die Semiten, um das gleich an dieser Stelle mit zu erledigen, in Babylonien einrückten, besaßen sie eine Sprache, die sich ganz gut zur lautlichen Niederschrift eignete, aber sie waren, ein Hirtenvolk, vielleicht nicht intelligent genug, sich eine alghabetische Schrift dafür zurecht zu machen. Sie nahmen deshalb, und das war jedenfalls für sie damals das Leichtere, die Zeichen der Sumerier, wie diese sie als Silben aussprachen, und setzten damit, oft in recht mühseliger Weise und nicht ohne Gewaltthaten und Verrentung der Orthographie, die Worte ihrer Sprache zusammen, verwendeten aber auch gelegentlich der Kürze halber die alten Ideogramme, die sie aber nun natürlich nicht sumerisch, sondern in ihrem Idiom lasen. Das Alles hat den Nachteil, daß, weil über die Aussprache manches sumerischen Zeichens noch keine Sicherheit herrscht, auch die Aussprache des babylonischen Semitisch in manchen Fällen, besonders bei Eigennamen, noch nicht genau festliegt, hat aber den Vortheil für uns, daß sich die Aussprache des Sumerischen dadurch in den Hauptzügen erhalten hat, welche bei einer besonderen babylonischen Buchstabenschrift sicher verloren gegangen wäre.

II.

Das Land, in dem die wandernden Sumerier Wohnsitz nahmen, ist das sogenannte niedere Mesopotamien, jene ganze flache, angehörmene, zum Theil von natürlichen Kanälen durchströmte, ungemein fruchtbare Ebene zwischen Euphrat und Tigris. Sie beginnt einige Meilen nordwärts vom jetzigen Bagdad, wo die Ströme sich das erste Mal nähern und erobert ehemals einige Kilometer vor dem jetzigen Zusammenflusse der Ströme. Denn diese fließen damals noch gebündelt in den persischen Meerbusen und jene ganze Ebene, die sie heute vereint als Euphrat durchfließen, ist von ihnen erst in den letzten 5000 Jahren angehörmene worden.

Die in Besitz genommene Fläche hat circa 450 Kilometer in der Länge (Berlin bis Frankfurt a. M. oder Danzig) und eine höchste Breite von 150, eine mittlere von 100 Kilometern (Berlin bis Wittenberg oder Kirchheim). Doch kommt die östliche, dem Tigris zugeordnete Hälfte fast gar nicht in Betracht, da sie stets nur wenige und sehr kleine Orte enthält, theilweise auch aus Steppe besteht, hingegen war noch am rechten, am Rand der Wüste liegenden Euphratufer ein Streifen Landes kultiviert.

Späterhin im sechsten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, vielleicht aber viel früher, ließen die Sumerier von den Bergen in die Ebene; ob sie aber von Armenien oder von Iran kamen, weiß man nicht, wie überhaupt ihre Vorfahren unbekannt ist, da sie ein geschichtsloses Hirtenvolk waren; vielleicht waren sie sogar der Hauptstamm nach noch Jäger und lebten nur eines Kleintheils im ersten Zustande der Jägerzeit. Sie wurden Landbauer, als das Feld zu Ende ging, und benutzten selbstverständlich erst die der Ueberfluthung nicht angelegten Thiere an. Aber der jüdische Landbauer vermehrte sich nicht und so wurden bald Arbeitskräfte Mangel, welche den am Strom und den natürlichen Kanälen liegenden fruchtbaren Boden gegen Ueberfluthung schützten, den unüberschaubarsten aber durch Vertheilung weiterer Wasserläufe beschränken konnten.

Die Bevölkerungszahl ist uns natürlich nicht bekannt, aber man darf sich über dieselbe keine übertriebenen Vorstellungen hegen. Man stellt sich überhaupt die alten Zeiten nicht viel mehr vor, als sie waren. Das Verhältnis war aber nicht noch schlechter als beispielsweise im frühen Mittelalter Europas. Die niemals für längere Zeit ausbleibenden Kriege und Raubzüge — wenn sie sich mit den heiligen Kriegen an Heiligkeit auch nicht unterscheiden lassen konnten, da Raubzüge immer der bessere Theil der Kämpfer der Alten war — trugen doch nicht wenig zur Völkervermehrung bei. Auch die Ueberfluthung und die Ueberfluthung der Kanäle und Seen

rafften auch Viele dahin, von den Folgen von Mißwachs gänzlich zu reden. Es herrschten damals bezüglich der Bevölkerung dieselben Verhältnisse wie heute in Afrika, wo die Neger trotz großer Kinderzahl sich doch nur langsam, wenn überhaupt noch, vermehren, da auf kurze Zeiten der Ruhe stets längere Perioden der Verwüsthung folgen.

Wie überall in der Welt bei einiger Zivilisation entstanden auch in Babylonien eine Reihe Familien-, Geschlechts- und Hordeheilthümer. Wiederum wie anderwärts bildeten die heiligen Plätze Zentralpunkte des Verkehrs, — es entwickelten sich bei ihnen Städte. Im Süden des Landes treten als älteste Orte dieser Art auf: Erbu (heute Abu Schahreim), Ur (jetzt Uruk), Uruk (Warka), Sirgub, Girsu (Tell Loh), Larisa (Sensereh) und andere, im Norden spielen die bedeutendsten Rollen: Akkad, Sippar, Kutha, Nisib, zeitlich zuletzt Lintir (Nabel).

Im Anschluß an die Heilthümer bildete sich ein Priestertum. Alle Priester ältester Zeit sind solche nach der Ordnung Melchisedek: Priester und Fürsten zu gleicher Zeit. Als Pfleger, Nachfolger und Nachkommen des ersten Fürsten oder Gottes, was auf dasselbe herauskommt, sind sie selbst Götter und Herren, ihre Aufgabe ist, ihrem Gotte Kultus, seinem Volke Reichthum und Sicherheit zu verschaffen. Diesen Vortheilen des Königthums der alten Zeit gegenüber haben die Völker manchen anderen Vortheil gern hintangeseht. Als halber Sklave ein ruhiges Leben zu führen, hat stets auf die Menschen der Kultur eine größere Anziehungskraft ausgeübt, als des freien Mannes ständlicher Kampf um sein Leben.

Einem Herrenthum der geschilderten Art scheint auch ein erheblicher Theil der altbabylonischen Kulturarbeit zu verdanken zu sein. Näheres weiß man hierüber aber leider nicht. Sicher jedoch ist, daß dieses Herrenthum in das anscheinend bisher ganz friedliche Zusammenarbeiten der verschiedenen Völkertheile auch die Nachtseite alles Herrenthums, Gewalt, Raub und Krieg brachte.

altbabylonischen Völkern überzogen nach Babylon über die Wüste und Hülskräfte die benachbarten Gemeinwesen mit Krieg, plünderten sie aus und verlebten sie ihrem Herrschaftsgebiete ein. Mancher alte Ort hat hierdurch arg Schalten gelitten, mancher ist auf immer verschwunden. Andererseits ließen wieder manche Eroberer sich angelegen sein, die Stadtbewohner und Götter zu versöhnen, indem sie der letzteren Tempel verschönerten, wobei sie natürlich nicht vergaßen, dies Alles schriftlich für ferne Zeiten festzustellen, denn um die Wende des sechsten und fünften Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung muß die Erfindung der früher geschilderten Silbenschrift erfolgt sein.

(Fortsetzung folgt.)

Gewinnung und Verwertung billigen Sauerstoffes.

Von F. A. Grempe.

So wichtig der Sauerstoff für unsere Athmung ist, genau so unentbehrlich ist dieses geruch- und farblose Gas für jede Verbrennung. Nur der Gegenstand kann brennen, der sich mit Sauerstoff verbindet; in einem Raum, in dem dieses wichtige Gas nicht vorhanden ist, findet keine Verbrennung statt. Dagegen brauchen in einem Sauerstoffbade die Körper sehr schnell und unter Entwidlung großen Glanzes; Eisen wird z. B. in reinem Sauerstoff unter prächtigen Funkensprühen vermischt. Durch Verbrennung wird Wärme erzeugt, und diese brauchen wir überall, denn sie verbannt wir die Möglichkeit, unsere Dampfmaschinen zum Betriebe der Maschinen heizen und die Metalle gewinnen zu können.

In jeder Feuerungsanlage aber wird in gewissem Sinne eine große Verschwendung mit dem Brennmaterial getrieben, da die zur Verbrennung notwendige Luft nur etwa 20 Prozent Sauerstoff enthält und man daher gezwungen ist, die übrigen Bestandtheile der zugeführten atmosphärischen Luft nutzlos mit zu erhitzen.

Ist man nun genöthigt, recht hohe Temperaturen zu erzeugen, so kommt man mit der Zufuhr gewöhnlicher Luft nicht weit, man ist vielmehr gezwungen, zur künstlichen Sauerstoffzufuhr zu greifen. Die Wärmeerzeugung und Wärmeausnutzung verläuft ungemein rationell, wenn man statt der Luft reinen Sauerstoff anwendet, denn man ist dadurch in der Lage, Temperaturen bis zu 3000 Grad zu erzeugen und mit Acetylen dürften sich sogar sicher 4000 Grad erreichen lassen. Die Wärmeausnutzung kann bei zweckmäßigen Vorrichtungen fast 100 Prozent der theoretischen Wärme betragen, während man in besonders guten Dampfesselanlagen bei gewöhnlicher Luftzufuhr nur bis zu 75 Prozent der von der Kohle theoretisch erzeugbaren Wärme auszunützen vermag. Diese Wärmeerzeugung hat bisher schon da Anwendung gefunden, wo es auf den hohen Preis des Sauerstoffes weniger ankam, also in der Edelmetallindustrie zum Schmelzen von Platin, Gold, Iridium, Silber etc. Hat man sich also in der Industrie der Edelmetalle trotz des bisher hohen Preises des comprimierten Sauerstoffes im Interesse der Erreichung hoher Temperaturen in den Schmelzöfen zur Anwendung der künstlichen Zufuhr dieses Gases genöthigt gesehen, so dürfte nimmehr durch die billige Methode des leichten Gewinnens dieses Elementes die Vermeidung der Sauerstoffzufuhr bei Schmelzprozessen dieser Art noch viel umfangreicher angewendet werden.

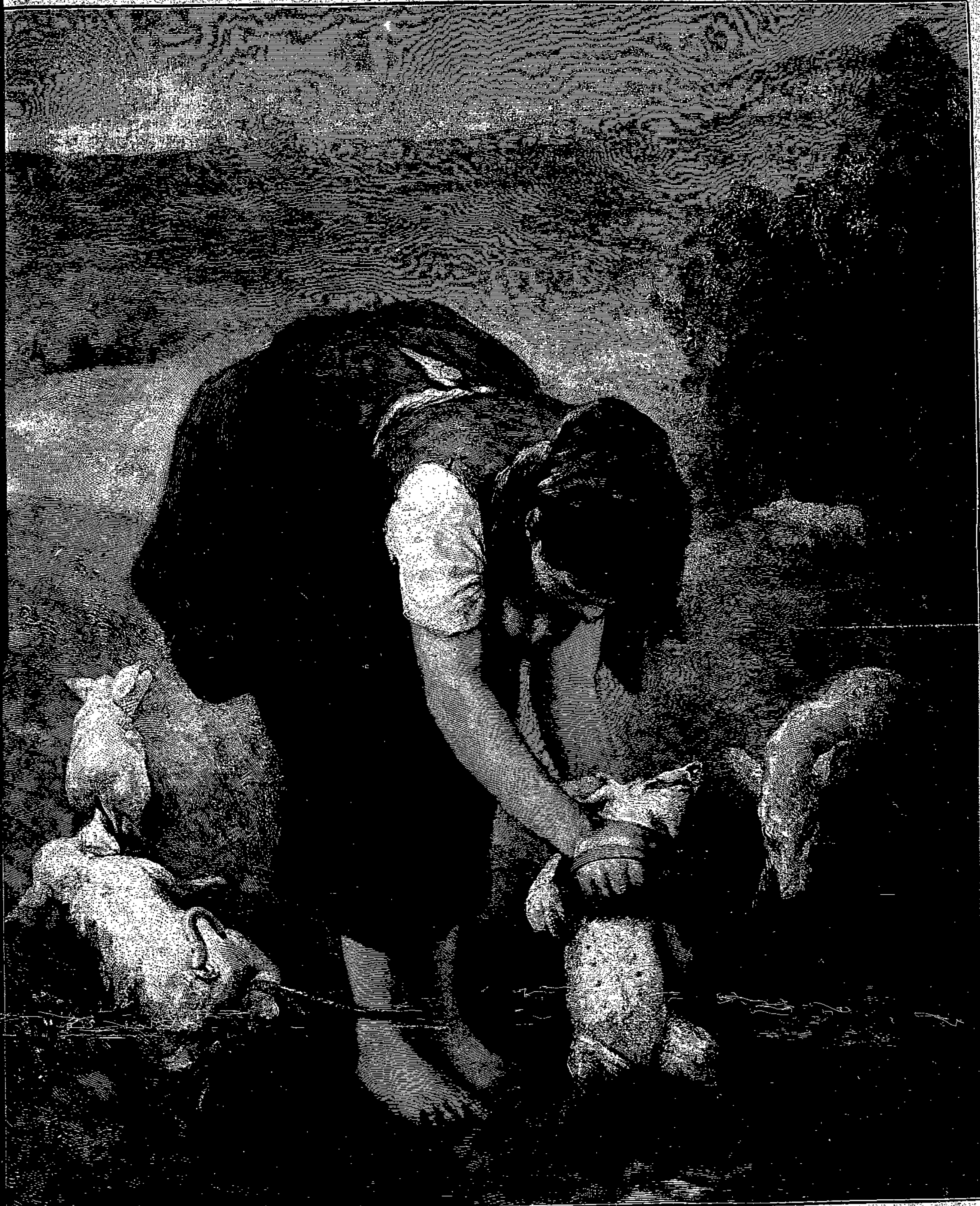
Wenn man intensives weißes Licht erzeugen will, so benutzt man — namentlich wenn nicht elektrisches Bogenlicht als Beleuchtungsmittel zur Verfügung steht — das Sauerstoff-Leuchtgas oder Sauerstoff-Wassergas-Gebälte in der Weise, daß man durch die Temperatursteigerung Körper wie: Magnesia, Zirkon, Kalk, Thon etc. zur Weißgluth bringt. In diesem Zustande zeichnen sich diese Substanzen durch hohe Lichtabgabe aus, und man kann sie daher gut zu schönen und großen Beleuchtungsziwecken benutzen.

Derartige Licht findet Anwendung in photographischen Ateliers und zur Beleuchtung von Projektionsapparaten, da es auch die alte Glanzhaftigkeit hat, die Farben nicht so grell hervortreten zu lassen wie das elektrische Bogenlicht. Auch von Aerzten wird diese intensive und bequeme Lichtquelle vielfach zur Beleuchtung innerer Organe, z. B. des Kehlkopfes, benutzt. Man bringt zu diesem Zweck einen massiven Körper von Zirkonerde in eine Flamme, die stündlich etwa dreißig Liter Leuchtgas mit ebenso viel Sauerstoff braucht; das so gewonnene intensive Licht hat ungefähr fünfzig Normalkerzen und eignet sich zu derartigen Beleuchtungsziwecken ausgezeichnet. Die hohe Temperatur der mit Sauerstoff gespeisten Knallgasflamme kann zum Hartlöthen und zum Ausbessern von Fehlern in Gußstücken mit großem Erfolge benutzt werden.

Die Herstellung großer Glasgefäße hat bisher immer große Schwierigkeiten, und außerdem haben die durch das Wasen hergestellten Glasbehälter von genügender Größe meist den Fehler, daß ihre Wände sehr ungleichmäßig sind; daher springen derartige Tröge ziemlich leicht. Wenn man nun fünf gleich starke Glasplatten auf einen Eisenkern legt, so ist man jetzt in der Lage, die aneinander stoßenden Ranten der Glasstücke nach leichter Anwärmmung mit dem Sauerstoffgebälte zu verschmelzen und somit auf sehr billige Art einen gleichmäßigen Glasrog mit starken Wänden herzustellen. Derartig große und sturwandige Glasgefäße werden in der chemischen Großindustrie und besonders auch in der Elektrotechnik zu Akkumulatoren viel gebraucht.

In den Gasanstalten wird man ebenfalls wohlfeilen Sauerstoff vortheilhaft anwenden können, wenn man die Reinigung des Leuchtgases von schwefelhaltigen Verbindungen durch Zusatz einer analytisch zu ermittelnden Menge Sauerstoff vornimmt, auf diese Weise würde man die Reinigung des Eisenoxyds, das sonst zur Entschwefelung nöthig ist und auch die Arbeit, welche wieder zur Regenerirung des Eisenoxyds gebraucht wird, ersparen und man hätte außerdem noch den Vortheil, daß die beim Auswechseln der Reinigungsmaße eintretenden Gasverluste vermieden würden.

Das durch elektrische Entladungen erhaltene Ozon



Photographieverlag von Franz Hanfmann in München.

Gabriel Max: Grosse Wäsche.

findet in der Industrie Verwendung zum Bleichen organischer Produkte, wie Stärke, zur Herstellung von Saponin und zur Darstellung von Saponinwasser. Stellt man nun Saponin reinen Sauerstoff dar, so ist dieser viel besser als der aus der Luft gewonnene, denn letzterer enthält Stickstoff, welche die Produkte durch sich bildende Salpetersäure verunreinigen und somit schädlich wirken können. Bei elementar-Analysen bei Ermittlungen des Verhältnisses der Brennstoffe und des Energieverhältnisses der Sauerstoff wird in den chemischen Laboratorien reiner Sauerstoff viel benutzt. Wird dieses Gas nun wesentlich billiger, so können die Kosten der Untersuchungen auch herabgesetzt werden.

Zur Bildung von Calciumcarbid sind Temperaturen von über 2000 Grad Celsius erforderlich, da man eine Oze von über 3000 Grad das eben genannte Carbid leichter wieder zerlegt, so ist die Anwendung des elektrischen Stromes zur Gewinnung dieses Materials nicht besonders vorteilhaft, da in der Nähe der Pole Elektroden im elektrischen Ofen leichter zu beschaffen sind. Mit Hilfe wohlfeiler Sauerstoff lässt sich aber die zwischen 2000 und 3000 Grad Celsius liegende Reaktions-temperatur leicht durch die ganze Bedienung des Ofens erreichen. Daher wird man ein Calciumcarbid mit Hilfe wohlfeiler Sauerstoff billiger erzeugen können, als wenn man zur Benützung des durch Dampfkraft erzeugten überaus elektrischen Stromes gezwungen wird.

Das in der Metallurgie sehr wichtige Wassergas lässt sich heute wegen des Stickstoffgehaltes der atmosphärischen Luft nur periodisch gewinnen, da bei mit Kohle gefüllte Gasdosen erst immer nach Erhitzen von Luft mit der nötigen hohen Temperatur beheizt werden musste, ehe das Ablassen des Wassergases mittels Wasserdampf begonnen werden konnte. Geht man nun zum Erhitzen von Wasserdampf der Luft mit Sauerstoff zu, so lässt sich das Wassergas in ununterbrochener Weise in besserer Ausbeute gewinnen. Man würde dadurch auch mit den Kosten ein wenig sparen können.

Die Erzeugung billiger Sauerstoffes lässt weiter zu erwarten, dass die Erzeugung von Sauerstoff in der Nähe der Pole der Elektroden mit dem Strom des Wasserstromes zu gewinnen.

Die Erzeugung billiger Sauerstoffes lässt weiter zu erwarten, dass die Erzeugung von Sauerstoff in der Nähe der Pole der Elektroden mit dem Strom des Wasserstromes zu gewinnen.

Die Erzeugung billiger Sauerstoffes lässt weiter zu erwarten, dass die Erzeugung von Sauerstoff in der Nähe der Pole der Elektroden mit dem Strom des Wasserstromes zu gewinnen.

sein, so müssen die Anlagen so berechnet und eingerichtet werden, dass der Stahl im Converter (Pfeiler-Ofen) hergestellt wird und das hierin erzeugte Produkt direkt zum Verarbeiten von Eisenarbeiten Verwendung finden kann.

Schon jetzt fahren stellt man den Stahl zu Stahlacoungüßteilen in der Birne her, jedoch hatte man immer noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen, und dadurch erlitt sich in einfacher Weise die geringe und zögernde Verbreitung derartigen Anlagen. Es gelang allerdings auch durch ein vor mehreren Jahren neu eingeführtes Verfahren, den Stahl dünnflüssiger und heißer zu erhalten, aber bei nach diesem Verfahren zum Gießen gewonnene Stahl ist fast immer sehr gasreich, und man muß sich durch schwieriges Probenehmen hiervon überzeugen und sodann durch unständliche Versuche, die auch nicht immer gut gelingen, Abhilfe schaffen, um so das Gießen von Ausschuss zu verhindern. Dieses hatte aber den Nachteil, daß in den meisten Fällen der Stahl erstarrte und so seine Vorzüge in der Verarbeitbarkeit wieder verlor.

Seider braucht man nun auch zur Herstellung von Stahl auf diese Art eine sehr große Betriebskraft, so z. B. um aus 1000 Kilo geschmolzenem Eisen Stahl zu erzeugen, etwa 100 Pferdestärken. Erwägt man nun, daß diese Art der Stahlgewinnung zwar ohne große Verluste Unterbrechungen und somit willkürliche Verunreinigung gestattet, so ist aber doch die ständige Bereitstellung einer so großen Betriebskraft nicht ohne schwere Bedenken und Verluste.

Die große Maschinenkraft wird darum benötigt, weil der in der Birne hergestellte Stahl auf folgende Weise gewonnen wird: Zunächst schmelzt man geschmolzenes Eisen im Converter ab, läßt dieses dann in die Birne (Converter) und bläst nun durch das flüssige Eisen mit einer Gebläsemaschine atmosphärische Luft, damit der Sauerstoffgehalt derselben zunächst einige Vermehrungen im flüssigen Eisen verbrennt und dadurch die Temperatur desselben derartig steigert, daß sich derselbe von 1200 Grad Celsius auf 1600 Grad Celsius erhitzen. Bei dieser hohen Temperatur beginnt ununter auch der Kohlenstoff im Eisen zu verbrennen, er wird also ausgeschieden. Durch diesen Prozeß der sogenannten Entkohlung wird die Umwandlung von Eisen in Stahl bewirkt. Soll aber nicht die ganze Stahlerzeugung für Stahlacoungüß in Frage gestellt werden, so muß sich dieser Vorgang in einer verhältnismäßig kurzen Zeit vollziehen. Bekanntlich besteht jedoch die atmosphärische Luft aus einem Fünftel aus Sauerstoff und zu vier Fünfteln aus Stickstoff. Ein Fünftel der eingeführten Gebläseluft fördert also den Prozeß; dahingegen sind die anderen vier Fünftel der durch das Eisen geführten Luft, weil aus Stickstoff bestehend, dem bezweckten Vorgang hinderlich. Abgesehen von anderen Uebelständen führt nämlich diese Stickstoffbeimischung des im Entkohlen befreite Eisen häufig ab. Will man also in kurzer Zeit den flüssigen Nabe genügend Sauerstoff durch die atmosphärische Luft zuführen, so mußte man bisher große Schläge und somit große Maschinenkraft anwenden, damit der geringe Sauerstoffgehalt der eingeführten Gebläseluft — außer dem durch die Stickstoffbeimischung bedingten Hindernisse — zunächst die Verunreinigung im flüssigen Roh Eisen, als Ferrumoxen und Ferrumsilicium, verbrannte und durch deren Abwesenheit dann auch die Verbrennung des Kohlenstoffes bewirkt.

Man verwendet nun für diese Zwecke, trotzdem man ein kohlenstoffreiches Material, also Stahl, herstellt, ein Kohlen mit hohem Kohlenstoffgehalt und mit möglichst hohem Silicium- und Mangangehalt. In erster Linie dient der hohe Kohlenstoffgehalt und dann erst der des Mangans in dem Maße, daß die zur Kohlenstoffverbrennung nötige Temperatur infolge der großen Wärmeabfuhr des Siliciums erreicht wird. Beginnt der Kohlenstoff im Eisen zu verbrennen, so steigt er mit den verbrennten Kohlenstoffen die Temperatur, so daß zunächst der Kohlenstoff nach der bewirkten Entkohlung ohne Schwierigkeiten vor sich gehen kann. Der ganze Prozeß hat also die Aufgabe zu erfüllen, dem geschmolzenen Eisen genügend Sauer-

stoff zuzuführen, nur hierdurch die nötige hohe Temperatur leicht zu erreichen. Diese Aufgabe wird nun am besten durch die Erfindung des Ingenieurs Maquet, welcher der Gebläseluft künstlich komprimierten Sauerstoff zuführt, gelöst.

In Deutschland ist zuerst eine Stahlacoungießerei mit Anwendung des Verfahrens der Sauerstoffzufuhr erbaut und vor einiger Zeit in Betrieb gesetzt worden. Diese Anlage für moderne Stahlacoungießerei ist darum auch ganz besonders interessant, weil sie die große Ersparnis an Betriebskraft deutlich zeigt; man benötigt nämlich bei dieser Anlage die Chargen von 500 bis 600 Kilo verarbeitet, also Stahlgüßstücke von etwa 150 Kilo Gewicht liefert, bei einer täglichen Leistung von 1600 bis 1800 Kilo nur die ungenügend geringe Betriebskraft einer acht- bis zehnpferdigen Lokomotive zur Verhüttung der Gebläsemaschine.

Aus einer der bekannten Stahlflaschen, in denen komprimierter Sauerstoff verpackt wird, läßt man durch Öffnen des Abperrventils dieses für die Verbrennungsprozeß so wichtige Gas in einfachster Weise in die Gebläseleitung einströmen. Die Beimischung von nur wenig Sauerstoff, der für 100 Kilo Stahl nur etwa 40 Pfennig ausmacht, erzeugt ein für die Entkohlung ungenügend günstiges Gemisch von Gebläseluft; dieses braucht man ein Viertel der früher nötigen Betriebskraft und gewährt noch den Vorteil, daß man den Gas der Entkohlung bequem regulieren kann.

Der mit Sauerstoffzuführung gewonnene Stahl zeichnet sich durch eine außerordentliche Dünnflüssigkeit aus und er besitzt eine so große Verarbeitbarkeit, daß man damit auch die schwierigsten Teile leicht und sicher gießen kann, ohne daß die Formen besonders großer Sorgfalt hergestellt zu sein brauchen.

Der auf diese Weise gewonnene Stahl ist in fertigen Zustände durchaus gasfrei, so daß diese Betriebsweise die längsten Probenzeiten erlaubt.

Sichern schon diese Vorzüge dem Verfahren der Sauerstoffzuführung eine schnelle und umfangreiche Verbreitung, so dürfte auch noch ein anderer Vorteil wesentlich dazu beitragen. Die Erhöhung des Sauerstoffgehaltes beseitigt nämlich ein altes Uebel des Bessemerverfahrens, das die Herstellung von Stahlacoungüßen sehr erschwerte: Durch den erhöhten Sauerstoffgehalt werden die schädlichen Phosphorbeimischungen des Eisens verbrannt; sie werden als ausgeschieden und wirken durch ihre Verbrennungswärme noch nützlich. Diese Entphosphorung besteht darin, daß sich der Kohlenstoff bei ausreichendem Sauerstoffzufuhr nicht wie früher des gesammten Verbrennungsgases bemächtigen kann; mithin bleibt auch noch Sauerstoff für die Phosphorverbrennung. In einer solchen modernen Stahlanlage kann nun auch auf bequeme Weise Nickel-, Chrom- oder beliebig anderer Stahl von je gewünschte Eigenschaften fabriziert werden; man kann z. B. aus Stahl, der zu guten Werkzeugen verarbeitet werden soll, auf diese Weise leicht gewinnen.

Es hat sich als zweckmäßig erwiesen, bei der Stahlerzeugung mittels Sauerstoffzuführung einen Converter in richtiger Kammerform zu benutzen, dann aus dem kammerartigen Ausguss auch die kleinsten Mengen Stahl ohne Abstellung des Gebläses der Birne sicher entnommen werden können; man kann dann direkt mittels kleiner Handpumpen die reinsten und kleinsten Gegenstände aus Stahlacoungüß herstellen.

Eine moderne Stahlacoungießerei mit Sauerstoffzuführung erfordert zu ihrer Einrichtung nicht besonders große Mittel, und man hat die Annahme, daß man mit geringe Betriebskraft und kleiner Gebläsemaschinen braucht. Gleichen Schritt mit einfachen und niederen Herstellung des Stahls, mithin auch die Verbilligung der dazu nötigen Gießereianlagen gehalten.

Es kann ferner Zweifel unterliegen, daß die neue Form der Stahlgewinnung für alle Zweige des Maschinenbaues von großer Bedeutung werden dürfte. Diese wichtige Möglichkeit der billigen Stahlgewinnung verbannt die Technik natürlich auch in erster Linie der Auffindung des eingangs die Arbeit auseinandergerückten einfachen und rationellen Verfahrens der Darstellung wohlfeiler Sauerstoffes.

Jemeljan Piljak

Erzählung von Maxim Gorki. Deutsch von H. Scholz.

„Bleibt uns nichts Anderes übrig, als nach den Salzwerken zu gehn! Verdammte salzige Arbeit das, aber was soll man schon machen, wenn man fast vor Hunger kreipert!“

Nachdem mein Reisegefährte Jemeljan Piljak also gesprochen, zog er wohl zum zehnten Mal seinen Tabaksbeutel aus der Tasche. Sobald er sich davon überzeugt hatte, daß er ebenso leer war, wie Tags vorher, stieß er einen Seufzer hervor, sprang auf und legte sich auf den Rücken, um pfisend zu dem wolkenlosen im Sonnenbrand glühenden Himmel emporzuschauen. Wir lagten Beide auf einer sandigen Landzunge, drei Werst weit von Odesa, das wir verlassen hatten, da wir dort keine Arbeit gefunden. Wir waren hungrig und überlegten, wohin wir uns nun wenden sollten. Jemeljan hatte sich mit dem Kopf nach der Steppe und den Fischen nach der See zu, auf dem Sande ausgestreckt, und die Wellen, die mit sanftem Klatschen gegen das Ufer klatschten, wuschen seine nackten, schmutzigen Füße. Er blinzelte, vom Sonnenlicht geblendet, und rütelte sich halb wie ein Kater, bald ließ er sich näher zum Meer hingelassen, daß die Wogen ihn fast bis zur Schulter hinauf übergoßen. Das unterhielt ihn und versetzte ihn zugleich in eine melancholisch-träge Stimmung.

Ich wandte meinen Blick dem Hafen zu, wo sich, in schwere, schwarzblaue Wolken gehüllt, ein dichter Wald von Masten erhob. Das dumpfe, wirre Geräusch von rasselnden Antefketten, das Pfiffen der Lokomotiven, die das Frachtgut herbeibrachten, und die lebhaften Stimmen der mit dem Beladen der Schiffe beschäftigten Arbeiter drangen über's Meer zu uns herüber. Ich sah dort drüben nichts, das unsere gesunkene Hoffnung auf Arbeitsverdienst belebt hätte, und so stand ich auf und sagte zu Jemeljan:

„Na, so wollen wir also gehen — nach den Salzwerken.“

„Gut, gehen wir! ... Wirst Du die Arbeit aber auch verstehen?“ fragte Jemeljan.

„Wird sich schon finden, wenn wir da sind.“

„Dann gehn wir also?“ wiederholte Jemeljan, ohne auch nur ein Glied zu rühren.

„Na, selbstverständlich doch!“

„Vorwärts denn, ah ... Die Sache läßt sich hören! Und dieses verdammte Odesa — daß es der Teufel hole! Soll bleiben, wo's ist. Das will 'ne Hafensstadt sein! Die Erde mag's meinetwegen verschlingen.“

„Schon gut — steh' auf und komm! Dein Schimpfen kann hier nichts helfen.“

„Wohin soll's denn eigentlich gehn? Nach den Salzwerken? Wirklich? Ah, richtig! ... Weißt Du, Bruderherz, dort bei den Salzlebern wird am Ende ebenso wenig los sein!“

„Aber Du selbst meinstest doch, daß wir hin sollten?“

„Ganz recht, das sag' ich wohl, und was ich gesagt hab', dabei bleib' ich. Aber 's wird keinen Zweck haben, das ist eben so sicher.“

„Weshalb denn nicht?“

„Weshalb nicht? Ja, meinst Du denn, daß sie dort schon auf uns warten. — Bitte, Herr Jemeljan und Herr Maxim, haben Sie die Freundlichkeit, Ihre Knochen ein wenig anzustrengen und dafür unsere Groschen in Empfang zu nehmen! ... Nein, mein Lieber, so geht's da nicht zu! Jetzt, siehst Du, sind wir Beide freie Leute, können unsere Haut zu Markte tragen, wo wir wollen.“

„So laß schon gut sein! Komm!“

„Warum so eilig? Wir sollen also vor den Herrn Besitzer eben dieser Salzgärten hintreten und in aller Unterthänigkeit zu ihm sagen: „Hochgeehrter Herr Leuteschinder und Blutsauger, wir sind gekommen, um Eu. Gefügigkeit unser Fell anzubieten.““

„Salzgärten am Meere, in denen das Seesalz gewonnen wird.“

„wollen Sie nicht die Glute haben, es uns für sechzig Kopfen den Tag über die Ohren zu ziehen? Und daraus folgt dann ...“

„Steh' endlich auf und laß uns gehn! Bis zum Abend können wir den nächsten Fangplatz der Fischer erreichen. Wenn wir mit anrücken am Mez, fällt am Ende ein Abendbrot für uns ab.“

„Abendbrot? Hast Recht! Die Fischer sind ein gutmütiges Volk, bei denen giebt's sicher was zu beissen. Komm, komm! ... Hat sonst doch Alles seinen Zweck. Nichts will uns Verbeiden gelingen in dieser Woche, verdammtes Pech!“

Ganz nah vom Seewasser, stand er auf, redete sich aus und steckte die Hände in die Taschen seiner Beinkleider, die er sich aus zwei Mehlfäcken zurechtgeschneidert hatte. Nachdem er eine Weile in den Taschen gewühlte, zog er die leeren Hände heraus, filhrte sie dicht an die Augen und betrachtete sie mit komischer Miene.

„Nichts drin! ... Den vierten Tag schon such' und such' ich, ohne was zu finden. Zum Tollwerden, Bruderherz!“

Wir schritten am Meeresufer hin, indem wir einander von Zeit zu Zeit eine Bemerkung hinwarfen. Unsere Füße versanken in dem feuchten, mit Muschelschalen vermischten Sande.

Ab und zu trafen wir auf gallertartige Medusen, auf kleine Fische, die das Meer ausgeworfen hatte, auf feuchte, schwarze Holzstücke von seltsamer Form ... Von der See her wehte eine köstlich frische Brise, die uns Kühlung zuschickte und in die Steppe weiter eilte, wo sie leichte Sandwölkchen emporswirbelte.

Jemeljan, der sonst die Lustigkeit selbst war, ichien sichtlich verstimmt, und ich bemühte mich, ihn in eine heitere Laune zu versetzen.

„Erzähl' mal was aus Deinem Leben, Jemeljan,“ begann ich.

„Das möcht' ich schon, Bruder, aber wenn der Bauch leer ist, stöck' der Nebestrom. Der Bauch nämlich, Bruder, ist die Hauptsache beim Menschen, und was für Mißgeburten und Krüppel es auch geben mag, ohne Bauch ist Keiner! Da giebt's nichts dran zu tippen. Ist der Bauch befriedigt, damit ist auch die Seele munter; alles menschliche Thun wurzelt im Bauche ... Doch, das weißt Du ja ebenso gut wie ich.“

Er schwieg.

„Ach, Bruder,“ fuhr er nach einer Weile fort, wenn mir jetzt so das Meer, sagen wir mal: tausend Rubel vor die Füße werfen wollte — pos' Knack! Gleich möcht' ich 'ne Kneipe aufmachen! Dich würde ich als Geschäftsführer anstellen, und ich selbst würde mir unter dem Schenkisch ein Lager zurechtmachen und direkt aus dem Faß einen Schlauch in meinen Mund führen. Wenn ich dann so an der Quelle der Lust und Freude mich laben wollte, würde ich nur kommandiren: Maxim, den Hahn auf! — und gluck! gluck! gluck! ging's dann die Kehle hinunter. Zimmer schluck, Jemeljan! Das war'n Ding, der Teufel soll mich holen! Und dem Bauerwack, diesen pazigen Erdwürmern — Donnerwetter, wie würd' ich denen das Fell über die Ohren zieh'n! ... Um und um wollt' ich sie kehren! Kommt so'n Kerl mir gebettelt: Jemeljan Pawlytsch, bitte, schenk' mir doch ein Gläschen ein; ich werd's später bezahlen! ... Was? ... Pumpen willst Du?! ... Ne, gepumpt wird nicht! — Jemeljan Pawlytsch, hab' Mitleid! — Na, schön, dann will ich mal nicht so sein. Sieh Deinen Wagen zum Pflande, sollst ein viertel Quart haben! Haha! Ich wollt' dem Jungen die Flötentöne beibringen!“

„Na, set' nur nicht gar zu gräusam! Ist ja auch bloß ein Hungerleider, unser Bauer.“

„Was, Hungerleider! ... Ist ihm schon recht, er soll's sein! Leid' ich etwa keinen Hunger? Von Geburt an hung're ich, Bruderherz. Und in keinem Gesetzbuch ist das vorgeschrieben. Saiswohl! Hungerleidet er ... weshalb? Wegen der Mizeranten?“

„Mocht' ich sehr bezweifeln! Mizerente herrscht vor Allem in seinem dümmen Schädel, und davon kommt dann die Mizerente auf seinen Nestern. Da liegt der Hund begraben! Warum giebt's in den anderen Staaten keine Mizerente? Weil dort die Köpfe der Leute nicht bloß dazu eingerichtet sind, daß sie sich im Nacken kratzen; dort denken die Leute, das ist's! Dort, Bruderherz, versteh' n es die Leute, den Regen auf morgen zu verlegen, wenn sie ihn heut' nicht brauchen, und die Sonne wird einfach hinter die Wolken geschoben, falls sie es mal zu gut meint. Und was hört man bei uns von solchen Maßregeln? Garnichts! ... Ach, aber das ist schließlich Alles Nebensache. So'n tausend Rubel dagegen, und 'ne Kneipe — das war'n Ding!“

Er schwieg und holte, wie er's gewohnt war, seinen Tabaksbeutel heraus. Er lehnte ihn um, guckte hinein, spie ärgerlich aus und warf den Beutel in's Meer.

Eine Woge erfaßte das schmutzige Ding, trug es ein Stück vom Ufer fort und warf es dann, als ob ihr das Geschenk doch zu lumpig schiene, wieder auf den Strand zurück.

„Wirst ihn nicht haben?“ brummte Jemeljan.

„Unhim, wirst ihn schon behalten!“

Er nahm den nassen Beutel auf, legte einen Stein hinein und schleuderte ihn weit anschotend wieder in die Fluth.

Ich mußte lachen.

„Na, was flehst Du denn die Zähne?“ fuhr er mich an. „Bist mir auch 'n schöner Kerl! Steckt immer nur mit der Nase in den Büchern, schleppst das Zeug sogar mit Dir rum — und bist nicht im Stande, 'nen Menschen zu begreifen! Bier-äugiges Gespenst Du!“

Diese Auspielung auf meine Brille bewies mir, daß Jemeljan's Aerger schon einen ziemlich hohen Grad erreicht haben mußte. Er nahm an meinen Augengläsern immer mir dann Anstoß, wenn er über die ganze Welt so recht aus Herzensgrunde aufgebracht war. Für gewöhnlich verließ diese unwillkürliche Gesichtszier mir in seinen Augen sogar eine gewisse Vornehmheit. In den ersten Tagen unserer Bekanntschaft hatte er mich immer nur mit „Sie“ angeredet, obchon ich in Reich' und Glied mit ihm auf einem romantischen Dampfer als Kohlenkipper arbeitete und ebenso zerlumpt, zerschunden und rüßig aussah wie er selber.

Um ihn ein wenig zu beschwichtigen, entschuldigte ich mich bei ihm und begann, ihm von jenen „anderen Staaten“ zu erzählen, die nach seiner Ansicht mit Regen und Sonne so geschickt umzugehen wußten. Ich konnte nicht umhin, seine Vorstellungen über diesen Punkt in das Reich der Phantasien zu verweisen.

„Seh' doch Einer! ... Also so verhält sich's! ... Aha! ...“ warf er von Zeit zu Zeit ein. Ich hatte jedoch den Eindruck, daß er an meinem Vortrag gar kein besonderes Interesse nahm und inzwischen an ganz andere Dinge dachte.

„Glaub's gern, Bruderherz,“ unterbrach er mich schließlich mit einer Handbewegung, die seine Gleichgültigkeit ausdrücken sollte. „Aber nun will ich Dich mal etwas Anderes fragen: Wenn uns jetzt ein Mensch mit Geld, und zwar mit recht viel Geld, in den Weg liefe — wärst Du wohl im Stande, mir mal für Deine eigene werthe Person etwas Uebrigcs zu thun, ihn kalt zu machen?“

Er sah mir bei diesen Worten forschend unter die Brille.

Ich zwakte unwillkürlich zusammen.

„Nein,“ versetzte ich, „unter keinen Umständen. Niemand hat das Recht, sein eigenes Glück um den Preis eines fremden Menschenlebens zu erkaufen.“

„Sub, huh! Hör doch! ... Das wird ja in den Büchern sehr schön dargelegt, aber 's geschieht eben mir, um das Gewissen zu beruhigen. In Wirklichkeit würde derselbe kluge Mensch, der solche schönen Reden zuerst ausgebadelt hat, wenn's ihm erst ernst-

hofft an's Leder ginge, sich gewiß nicht bedenken, lieber den Andern d'ran glauben zu lassen, als daß er selbst in's Gras beißt. Recht! Hier ist mein Recht. — er hielt mit seiner fehnigen Faust herab vor die Nase — und der ganze Unterschied ist, daß der Eine von diesem Rechte auf diese, der Andern auf jene Weise Gebrauch macht. Na red' mir noch Einer von Rechten!

Er hatte dabei seine Augen tief unter die langen, ausgebleichten Brauen gezogen und sah finstler vor sich hin. Ich schwieg, da ich aus Erfahrung wußte, daß jeder Widerspruch zwecklos war, wenn Semeljan seine böse Laune hatte.

Er hob ein Stück Holz auf, das ihm im Wege lag, und warf es in's Wasser.

Manchen möcht' ich jetzt... sagte er mit einem Seufzer.

Ich blickte nach rechts hin in die Steppe und sah zwei Schafhirten, die im Sande lagen und nach uns herüberstarrten.

Sad gegüßt, Ihr Herren, rief Semeljan ihnen zu. Habt Ihr vielleicht etwas Tabak?

Der Eine von den Beiden wandte den Kopf nach seinem Gefährten, spie einen Grassalm aus, an dem er gekaut hatte, und meinte trüg:

Ja, Michal, Tabak wollen sie haben!

Michail sah erst zum Himmel auf, als ob er seine Genehmigung zu einem Gespräch mit uns einholen wollte, und begann dann:

Wünsch' Euch guten Tag! Wohin geht die Reise?

Nach Oshatow, in die Salzärten.

So, so! Hat man Euch dasin berufen?

Ohne zu antworten, streckten wir uns neben ihnen auf dem Boden aus.

Nimm mal den Knacksaft da weg, Nikita, sagte Michail zu seinem Genossen. Sausst siehlen ihn aus am Ende die Raben.

Nikita lächelte listig in seinen Bart hinein und

nahm den Knacksaft an sich. Semeljan knirschte mit den Zähnen.

Also Tabak wollt Ihr haben? fragte Nikita.

Wir haben schon lange nicht geraucht, berückte ich, nicht gerade ermunthigt durch den Empfang, der uns zu Theil geworden.

Na, was denn? So raucht doch!

Ja, Du verdammter Schopfräger, mach Dich nicht noch mausig! schrie Semeljan auf ihn los, indem er seine Augen rollen ließ. Geh her, wenn Du was geben willst, aber laß' nicht dabei, Mißgeburt Du! Hast beim Herumziehen in der Steppe alles Mitgefühl verloren? Kratzt ein auf'n Schädel von mir, daß Du nicht mehr pieksen kannst!

Die beiden Hirten erschrafen und sprangen auf, um sich mit ihren langen Stöcken uns entgegenzustellen.

Aha, Ihr Brüderchen, so bittet Ihr! Na, so kommt nur heran!

Ich zweifelte nicht im Geringsten daran, daß die Teufelskerle sich wirklich mit uns prügeln wollten. Auch Semeljan hatte, nach seinen geballten Fäusten und wild flammenden Augen zu urtheilen, die rechtliche Absicht, loszuschlagen. Ich meinerseits verpflichtete in mir weder Kraft genug noch Lust, an der Bataille theilzunehmen, und so versuchte ich, die Parteien zu versöhnen.

Halt, Ihr Brüder! rief ich. Mein Freund ist nur ein Bißchen in Hitze gerathen, das ist doch nicht schlimm! Gebt uns etwas Tabak, wenn's Euch nicht d'rum leid thut, und wir zieh'n uns'rer Wege.

Michail sah den Nikita und Nikita wieder den Michail an, und Beide lachten.

So hütet Ihr gleich sprechen sollen!

Michail fuhr nun mit der Hand in die Tasche seines Kittels, zog einen mächtigen Tabaksbeutel heraus und reichte ihn mir:

* Schopfräger = Schopfr, Federbusch, ein Spitzname für die Kleinfrauen.

Da, nimm Dir Tabak!

Nikita zog seinerseits einen großen Rath Brot und ein Stück reichlich mit Salz bestreuten Speck aus dem Knacksaft. Ich nahm das Dargebotene und dankte.

So — nun lebt wohl! brummte Nikita worauf die beiden „Schopfräger“ schweffällig und breitstirrig in die Steppe hineinschritten. Von Zeit zu Zeit sahen sie sich nach uns um.

Gallunken, verdammte! rief Semeljan ihnen nach, während er sich auf dem Boden lang hinstreckte. Wir begannen das schmachhafte, halbweiße Brot sanft mit dem Speck zu verschlucken. Semeljan schmagte und schnalzte dabei laut, indem er meinen Blicken gestiffentlich auswich.

Es ward Abend. In der Ferne stieg über dem Meere das Dunkel der Nacht empor und stülpte näher und näher, die leicht gewellte Oberfläche des Wassers gleichsam mit einem feinen, bläulichen Flor überziehend. Von eben daher erhob sich eine Kette gelb-violetter, mit rosigem Gold umsäumter Wolken, die, das abendliche Dunkel noch verstärkend, den Steppe zuschwammen. In der Steppe aber, dort weit, weit an ihrem Rande hatte ein mächtiger Fächer aus purpurnen Dämmerstrahlen sich aufgelöst und färbte Himmel und Erde mit weichen, zarten Tinten. Die Wellen schlugen gegen das Ufer, und das Meer — hier rosenroth und dort tief dunkelblau — war von wunderbarer Pracht und Schönheit.

Sekt wollen wir rauchen, sagte Semeljan, nachdem wir unser Mahl beendet hatten. Sollen wir nun weitergehen oder hier übernachten?

Ich hab' keine Lust zum Weitergeh'n, meinte ich, wir wollen hier bleiben.

Ist mir recht, sagte Semeljan, streckte seine Glieder auf dem Boden aus und blickte zum Himmel auf.

(Schluß folgt.)



• • Scherzo. • •
Es ist kein Wind von hold'rer Art,
Als der um ihren Kleidlamm weht,
Wenn meine Frau im Tausch
Durch's Zimmer geht.
Und gar kein köbner Tonen ist,
Als das aus ihrem Munde klingt,
Wenn meine Frau zur Zäher
Ein Lied singt.
Und ist auch gar kein schöner Licht,
Als das aus ihren Augen brann,
Wenn sie aus Herzensstücken
Hellerblick schenkt.
Huh! Aber wenn's gewittert! Huh!
Der Donner rollt, der Sturm rasant!
Flicht mannschick! Frau Sonne
Ist kleidet gekannt. Otto Julius Bierbaum.

Manne Wünsche. Wenn der Frühling kommt, muß in der Wirklichkeit alles ihr Mann sein. Das Haus ist klein, die Luft ist düster, die Stimmung ist trübe. Manne Wünsche. Wenn der Frühling kommt, muß in der Wirklichkeit alles ihr Mann sein. Das Haus ist klein, die Luft ist düster, die Stimmung ist trübe.

schön gewandenen Würde tummeln sie sich auf der Höhe und saugen dabei nach einem Leckerbissen für ihre kleine, rosige Schweinechnute.

Antoretto gehört zu denjenigen italienischen Malern des sechzehnten Jahrhunderts, über deren persönliches Leben wir nur sehr Weniges wissen. Dieses Wenige verdanken wir dem Florentiner Künstlerbiographen Giorgio Vasari, dessen 1568 erschienenes Buch „Vite“ auch Henry Thode in seiner Künstlermonographie „Antoretto“ (Wiesbaden und Leipzig, Behagen & Wajung) benutzt hat.

Antoretto, oder eigentlich Jacopo Robusti, erhielt seinen Beinamen von der Beschäftigung seines Vaters, eines italienischen Seidenfärbers (tintore). Seine früh hervorragende Begabung zur Malerei, deren erste Proben er mit den Färbepfosten des Vaters an den Wänden des Hauses anstellte, veranlaßte die Eltern, ihn als Lehrling in das Atelier Tizian's zu geben.

Ueber die Art seiner Studien, die er unabhängig von den Lehren Tizian's betrieb, sind wir dahin unterrichtet, daß er sich durch Kopiren Tizian'scher Gemälde die Herrschaft über die Farbe, und durch Zeichnungen nach Abgüssen von Antiken und Michelangelo's Statuen die Herrschaft über die Form erwarb. Charakteristisch für ihn und sein künstlerisches Wollen ist in dieser Hinsicht ein Wort, das er im Tizian'schen Atelier, halb noch ein Knabe, auf die Frage, welches die schönsten Farben seien, ausgesprochen hat. Schwarz und weiß, antwortete er, denn die erste giebt durch Liebe des Schattens den Figuren Kraft, die andere aber die plastische Form.

Um die Methode von Grund auf zu erlernen, suchte er, so er nur konnte, Maler bei ihrer That geistig auf, ganz gleich, ob sie Dekorationsmaler oder Anstreicher waren, um ihnen ihre praktischen Kunstgriffe abzusehen und sich in ihrer Gesellschaft und unter ihrer Anweisung zu üben. Ein rastloser Fleiß kennzeichnet seine ganzen Tage. Nach Schulstunden fertigte er zahllose Zeichnungen bei Vasari'scher Aufsicht an, um in der Wieberegabe solcher kostbaren Arbeiten, wie sie durch künstliches Licht erzeugt werden, eine Härte und plastische Wirkung zu erzielen. In Vasari'sch-nach Zeichnungen, die er weiß auflegte, suchte er sich Abwechslung über die Körperformen zu geben. Um die körperlichen Bewegungen getreu wiederzugeben, stellte er anatomische Zeichnungen an, und um schließlich alle Schwereigkeiten in der Annaherstellung bewältigen zu können, fertigte er kleine Wach- und Thonmodelle,

drapirte sie mit Stoffen, deren Fäden er den Gliedern anpaßte, und vertheilte sie in schlichte, aus Holz oder Karton angefertigte Kästen, deren Inneres er durch Fensterchen beleuchtete, um an den Modellen Lichterfall und Schatten zu beobachten. An anderen Figuren, welche er an die Walfen der Decke hängte, machte er sich die Verkürzungen deutlich.

Wie die Kinder im Mittelalter lesen lernten, schildert Hans Boeckh in seinem Buch „Kinderleben in der deutschen Vergangenheit“ (Leipzig, Eugen Diederichs): Als „Lafeln“ bezeichnete man die Kinder Handbüchlein, darin das Alphabet, lateinische und griechische Buchstaben, die man den Kindern meist durch Bilder vermittelte, deren Gegenstand der Buchstaben, den sie illustrierten, enthielt. Viel Mühe wurde jedoch auf Klarheit dieser Darstellungen nicht verwendet; heute machen manche derselben noch Kopfschmerzen und Kopfzerbrechen oder bleiben ein Räthsel. Ein A-B-C-Buch des sechzehnten Jahrhunderts zeigt bei den Buchstaben a den Kopf eines Kindes mit weit aufgerissener Munde und folgte dem Text: „Gierbe muß man den Kindern vorsagen: Dieses Kindlein reißt das Maul auf und jenet und schreyet a a a, alsdann soll man auf den Buchstaben deuten und dem Kind vorsagen: siehe hier dieß heißt a. Zum anderen soll man: das Kind fragen, wo das a sey. Zum dritten — wenn das Kind auf den Buchstaben deutet — soll man fragen: Wie heißt dieser Buchstabe?“

Wie mögen die Kinder gebrüllt haben, wenn sie zum ersten kamen, das durch eine Frau dargestellt wurde, die ein Kind auf dem Schooß hatte, dem sie auf das nackte Gesicht schlug. Der Text besagte: „Dieses Kind hat nicht gelernt, darum wird es geschlagen und schreyet weh, wie muß man gleich auf das w deuten“ usw. Zu welcher Anschauung der Anschauungsunterricht aber führte, giebt ein Geschichtsbuch des Magisters Johann Buno aus dem Jahre 1672 herab. Der Erfinder der emblematischen Lehrmethode stellte, um nur eine Probe mitzutheilen, damit der Schüler die Namen Sem, Gam (Cham) und Taphet leicht behalte, den Einem mit Sem, den Andern mit einem Kamm (Chamm), in der Hand, den Dritten wohlbeleibt (ist „ja fett“) dar!

Nachdruck des Inhalts verboten!